

Leseprobe aus:

**Frido Mann**

# **Achterbahn**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Inhalt

## Prolog

*Der fünfzigste Todestag Thomas Manns. Die Hansestadt feiert ihn während einer ganzen Festwoche mit Vorträgen, Ausstellungen und Führungen und einem großen Festakt zum Abschluss.* 9

### 1. Kriegskind im amerikanischen Exil

*Die pränatale Achterbahnfahrt. «Der erste Enkel, Amerikaner von Geburt». Carmel und Mill Valley. Hospiz Pacific Palisades. Erste Europareise. Das Stigma von literarischem Frühtod und Verewigung.* 15

### 2. Die Verpflanzung in die Kulturheimat Europa

*Die Schweiz als ruhender Pol. Zwei Jahre lang im düsteren Nachkriegs-Österreich. Leben zwischen beiden Großeltern und Internat in der Schweiz. Zwischenstation Florenz. «Der König geht». Elternlos im musealen Kilchberg. Gymnasium und Musikstudium.* 65

### 3. Der Ausbruch

*Der Höllengang mit dem «Parsifal»-Klavierauszug über den gefrorenen See. Religion als Überlebensmaßnahme? Konvertitenunterricht im Zürcher Jesuitenhaus und Taufe in Florenz. Im Bann von «Aggiornamento» und Ökumene des Zweiten Vatikanischen Konzils in Rom. Großmutter Katias Geleit. «München leuchtet» ein weiteres Mal. Theologiestudium. Der zweite Übervater.* 136

### 4. Die Achtundsechziger-Rebellion frisst ihre Kinder

*Luther, Marx und Heisenberg. Als Familienvater im Gewand eines promovierten Theologen. Im ideologischen Niemandsland.* 185

5.	Neubeginn: Psychotherapie als säkularisierte Seelsorge <i>Als Theologieassistent Dr. Jekyll und Psychologiestudent Mr. Hyde im westfälischen Münster. In den Abgründen der Psychiatrie und im Irrgarten der Selbsterfahrungs- und Encounterwelle. Psychologiediplom. Der Verlust des nichtvorhandenen Vaters in Kalifornien. Akademisches und ideologisches Pendeln zwischen den beiden deutschen Staaten. Trennung und Scheidung.</i>	205
6.	Der Wendepunkt in den familiären Schreibe- <i>Klaus Manns Vermächtnis und neue Brücken zur Heinrich-Mann-Linie. Die ersten belletristischen Gehversuche. Rückzug aus dem Universitätsdienst und Beginn eines Medizinstudiums.</i>	265
7.	Geographischer und kultureller Brückenschlag und erste Vernetzungsversuche <i>Prag und Litauen. In Thomas Manns Mutterland Brasilien. Interkulturelle Aktivitäten in Julia Manns Elternhaus in Paraty. Im Spannungsfeld zwischen Herkunft und Zukunft. Wiederheirat mit meiner geschiedenen Frau.</i>	302
8.	Rückkehr zur Theologie oder Paradigmenwechsel? <i>Pause in Brasilien. Letzte Loslösung aus dem unerreichbaren Eltern(mutter)haus und das schaurige Ende. «Weltethos» als religionsübergreifendes und globales Überlebenskonzept. Literarische Umsetzungen.</i>	338
	Epilog	366
	Namenregister	375
	Bildnachweis	383

Karl Kraus

*Traum vom Fliegen*

Und wieder mir träumte, ich wäre geflogen,  
und diesmal war es doch sicherlich wahr,  
denn ich hatte so leicht wie die Luft ja gewogen  
und hatte die Knie an den Körper gezogen,  
und es ging wie im Flug, im beherztesten Bogen  
hoch über der schwergewichtigen Schar,  
es war keine Täuschung, ich war nicht betrogen,  
es flogen die Stunden, die Tage, das Jahr.

Mit fliegenden Hoffnungen vollgesogen,  
so wach' ich mit müderen Gliedern auf.  
Zu Lande ist Leben; und angelogen,  
vom leichtesten Trug an der Nase gezogen,  
aus allen Himmeln zur Erde geflogen,  
da lieg' ich, da liegen die Lügen zuhauf.  
Und trotzdem bleib' ich dem Traume gewogen,  
so läuft er sich leichter, der Lebenslauf.



## Prolog

*Der fünfzigste Todestag Thomas Manns. Die Hansestadt feiert ihn während einer ganzen Festwoche mit Vorträgen, Ausstellungen und Führungen und einem großen Festakt zum Abschluss.*

Lübeck, 12. August 2005. Nach dem Betreten der Eingangshalle zu den «Media Docks» an der Trave arbeite ich mich durch ein Menschengewühl hindurch zum ebenfalls übervollen Vortragsaal. Bald erblicke ich meinen Gesprächspartner für das öffentliche Gespräch im Anschluss an meinen Vortrag, Professor W., der freudig auf mich zueilt und mich mit bayerischer Herzlichkeit begrüßt. Gleich danach treten auch zwei Damen vom örtlichen Organisationskomitee auf mich zu und fragen mich, ob ich denn am morgigen Sonnabend am Festakt in der Lübecker Marienkirche teilnehmen möchte – mit Bundespräsident Köhler, Marcel Reich-Ranicki und Vertretern des S. Fischer Verlags. Ich teile den Damen im geräuschvollen Rummel hastig mit, dass ich morgen ganz früh nach Berlin weiterreisen werde. Ich hatte, außer einem allgemeinen Vordruck zum Ankreuzen, nie eine persönliche Einladung erhalten. Keine Einladung? So was! Das tut uns aber leid. Können Sie nicht trotzdem kommen? Leider nicht, mein morgiger Termin in Berlin steht fest. Die beiden Damen lassen von mir ab.

Dann führt mich Professor W. in das Auditorium zu dem für mich freigehaltenen Platz in der ersten Reihe. In schützender Entfernung von mir wird die erste Reihe bereits von einer ganzen Riege hochrangiger Thomas-Mann-Experten besetzt. Einer davon hat seinerzeit meinen literarischen Erstling, den autobiographischen Roman «Professor Parsifal», im Feuilleton einer großen deutschen Zeitung scharf kritisiert. Ich mustere ihn ver-

stohlen von der Seite, da ich ihm persönlich noch nie begegnet bin. Ansonsten sind wir offenbar beide bestrebt, mit unseren Blicken einander auszuweichen. Ich halte mich an meinem Vortragsmanuskript wie an einem Talisman fest. Ich rechne mit zumindest unterschwelligem Widerstand seitens der führenden Thomas-Mann-Germanisten gegen meine heute darzulegenden Erörterungen. Es ist mehr Kampflust als Angst in mir. Mein Vorsatz, während meines ganzen Vortrags und Gesprächs jeden Blickkontakt mit den Koryphäen in der ersten Reihe zu meiden, hilft mir, der Veranstaltung mit Gelassenheit entgegenzusehen.

Ursprünglich wollte mich die Festspielleitung heute nur zu meinen Enkel-Erinnerungen öffentlich befragen lassen. Schließlich wurde mein Wunsch akzeptiert, einen dieses Gespräch einleitenden Vortrag über das für Germanisten bisher eher unpopuläre Thema «Thomas Mann und die Frage der Religion» zu halten. Das ist mir sehr wichtig. Das Thema passt nicht nur gut zu einem runden Todestag. Es verbindet auch mich, wie ich erst sehr spät herausgefunden habe, mit meinem Großvater. Denn dieser hat in den frühen vierziger Jahren die Kindstaufe aller seiner vier Enkel in der Unitarischen Kirche von Los Angeles initiiert, mit der er während seines kalifornischen Exils in engem Kontakt stand. Noch kurz vor seinem Tod korrespondierte er von der Schweiz aus mit demselben Pastor. Ich freue mich richtig darauf, der Hörerschaft das gängige Bild vom gefühlskalten Geistesriesen zu korrigieren und die Entwicklungslinien im Leben und Werk Thomas Manns aufzuzeigen – vom jugendlichen nihilistisch-atheistischen Spötter zum christlich gläubigen Humanisten nach dem schweren Schock von Krieg, Faschismus und Heimatlosigkeit.

Einer der Germanisten in der ersten Reihe steht auf und beugt sich zum Rednerpult, um mich einzuführen. Er sagt kurz etwas über den «Mythos» meiner literarischen Rolle im «Doktor Faustus», obwohl dies gar nicht zum Thema meines Vortrags ge-

hört. Dann steige ich die Stufen zur Rednertribüne hinauf und beginne zu sprechen. Für einen unbequemen Enkel scheint mir der Kontakt zu meinem Publikum auf Anhieb besonders gut zu gelingen. Aufmerksam und neugierig nehmen die Zuhörer jedes Wort meines Vortrags mit konzentrierter Stille bis zum Schluss auf. Auf die Fragen in dem sich an den Vortrag anschließenden Gespräch mit Professor W. berichte ich unter anderem von meiner Zusammenarbeit mit der religionsübergreifenden Tübinger Stiftung «Weltethos» und von deren Mitwirkung an unserem eurobrasilianischen Kulturprojekt.

Nach dem Ende der Veranstaltung werde ich von allen Seiten aus dem Publikum mit zustimmenden Kommentaren und Fragen bestürmt, und es werden mir Bücher entgegengestreckt, die ich signieren soll. Der Blick zu der inzwischen leeren ersten Reihe zeigt mir, dass die dort platzierte Germanistenriege offenbar als Erste sofort den Saal verlassen hat. Ich nutze den noch warmen Stuhl eines der Geflohenen, um darauf den Signierwünschen aus dem Publikum nachzukommen. Aus dem Stimmengewirr heraus vernehme ich irgendwann die Frage, welche auf den kürzesten Nenner gebrachte Lebenshaltung ich für mich als besonders wichtig ansehen würde. Der junge Mann strahlt mich an, als ich ihm spontan antworte: Die Kunst des Loslassens – was mir, noch ganz unter dem Eindruck meiner Erlebnisse wenige Tage zuvor beim Dalai-Lama in Zürich, wie selbstverständlich einfällt.

Nachdem sich der Saal langsam geleert hat, tritt zum ersten Mal der örtliche Festspielleiter auf mich zu, begrüßt mich, ohne meinen Vortrag und das nachfolgende Gespräch zu erwähnen, unverbindlich jovial und so lässig, als hätten wir uns, statt vor mehreren Jahren, noch vor einer Stunde gesehen. Jetzt lädt er mich und meinen Interviewpartner zum Lunch ein. Auf dem Weg dorthin hole ich eine Zeitschrift aus meiner Mappe. Es ist ein von ihm herausgegebenes Begleitheft zur derzeit lau-

fenden Ausstellung «Das zweite Leben» über Thomas Mann in der Lübecker Katharinenkirche. Dort hat sich eine seiner Mitarbeiterinnen in einem Artikel folgendermaßen über mich ausgelassen:

*Nach dem Tode Golos machte sich die Presse auf die Suche nach anderen noch lebenden Mitgliedern der Familie Mann und stieß auf Thomas Manns Enkel Frido, den sie bei seinen Forschungen nach den brasilianischen Wurzeln der Familie begleitete. Dieser nutzte die Popularität seines Namens, um in Paraty die Casa Mann, eine Gedenkstätte für seine Urgroßmutter, einzurichten, dabei natürlich vor allem von der brasilianischen Presse treulich begleitet.*

Ich konfrontiere den Herausgeber mit diesem Passus. Er reagiert verlegen und entschuldigt sich mit der Begründung, er habe diese Stelle wohl überlesen. Meinem Hinweis auf die doch etwas merkwürdige Koinzidenz zwischen diesem Artikel und der Tatsache, dass ich auch zur morgigen festlichen Ehrung meines Großvaters nicht persönlich eingeladen wurde, begegnet er mit der Behauptung, dieses sei rein zufällig ein zweites, bedauernswertes Versäumnis, wofür er sich ein weiteres Mal entschuldigt.

Nach dem gemeinsamen Lunch in etwas gezwungener Atmosphäre werde ich erneut von den beiden örtlichen Komitee-Damen gefragt, ob ich denn nicht wenigstens heute Abend die musikalisch begleitete Lesung von Monika Bleibtreu und Dietmar Mues in der Katharinenkirche besuchen wolle. Ich sage gern zu, weil ich heute Abend ja noch hier bin. In meinem Hotel werde ich dann von mehreren Journalisten wegen des morgigen Festakts in der Marienkirche angerufen. Ein Fernsehender möchte morgen Vormittag ein Interview mit mir in der vollbesetzten Marienkirche aufnehmen. Mit Verwunderung stelle ich fest, dass für die Medien meine Anwesenheit offenbar wichtiger ist als für die örtliche Festspielleitung, und

ich verweise deshalb den Journalisten auf diese. Der Journalist reagiert mit Entsetzen, spricht von einem Skandal und versucht mehrfach, mich umzustimmen. Schließlich einigen wir uns darauf, dass wir in einer Stunde irgendwo hinter dem Hotel das gewünschte Interview führen.

Abends begeben sich in die vollbesetzte Katharinenkirche. Die beiden Schauspieler bringen, unterstützt von einem Gitarristen, im Wechsel die Stimmen der drei Mann-Töchter und drei Mann-Söhne über den *pater familias* Thomas Mann zu Gehör. Ich bin vor allem von Monika Bleibtreu beeindruckt. Ihr Vortrag überzeugt durch Klarheit und Prägnanz. Die Schauspielerin versteht es, sich in die von ihr übernommenen Rollen intensiv hineinzuleben.

Auf dem Weg durch Lübecks dunkle Gassen zurück zum Hotel. Die Altstadt überaus vornehm, aber eng und ein wenig bedrückend. Sie «riecht wahrhaft wohlhabend, stinkt sozusagen behäbig», hat der achtzehnjährige Heinrich Mann über seine Vaterstadt geschrieben. Wie mag am *Fin de Siècle* einem übersensiblen Patriziersohn mit einer brasilianischen Mutter hier zumute gewesen sein?

Beim Frühstück am nächsten Morgen erblicke ich unversehrt Monika Bleibtreu allein an einem der Tische. Ich warte, bis sie mit ihrem Teller zum Buffet geht, spreche sie dort an und beglückwünsche sie für ihre gestrige Darbietung. Wir kommen kurz ins Gespräch und verabschieden uns dann. Das war ein guter Abschluss. Noch bevor sich die Creme des heutigen Festakts hier einfindet, hole ich meine gepackten Koffer und verlasse rasch das Hotel in Richtung Bahnhof.

Bei jeder bisherigen Abreise von Lübeck habe ich, das eine Mal stärker, das andere Mal schwächer, gespürt, wie ein auf mir lastender Druck von mir wich. Heute jedoch, kurz vor diesem gigantischen Festakt, bei dem ich und die in der ersten Reihe Sitzenden einander glücklich losgeworden sind, ist es besonders

intensiv. Als der Regionalexpress nach Hamburg losfährt und sich zuerst vom Bahnhof und dann von der ganzen Stadt immer weiter entfernt, merke ich, wie ein riesiger Stein von mir abfällt. Mich überkommt ein lang anhaltendes Gefühl der Befreiung und Erleichterung.

## I. Kriegskind im amerikanischen Exil

*Die pränatale Achterbahnfahrt. «Der erste Enkel, Amerikaner von Geburt». Carmel und Mill Valley. Hospiz Pacific Palisades. Erste Europareise. Das Stigma von literarischem Frühtod und Verewigung.*

Kalifornien im Zweiten Weltkrieg.

Was gibt es Schöneres und Privilegierteres, als im südlichen Kalifornien aufzuwachsen, unter dessen Sonne die Zitronen im herrschaftlichen Garten und die Orangen in den endlosen benachbarten Plantagen reifen und unter dessen schattenspendenden Palmen man auf das tiefblaue Meer und die weit geschwungene Küste von Santa Monica hinunterblickt? Nicht nur die idyllische Landschaft und die mediterrane Wärme der Pazifikküste machen das Leben zu einem Paradies. Es sind auch die Menschen, die in der Villa inmitten dieses Gartens wohnen: die gelegentlich von der europäischen Kriegsfront zu Besuch weilenden Onkel und Tanten, die verlässliche und fürsorgliche Großmutter und der liebevoll zugewandte, dazu noch weltweit gefeierte und übermächtige Großvater.

Frühjahr oder Frühsommer 1940. Ein Vergnügungspark im einige hundert Meilen nördlich von Los Angeles gelegenen San Francisco. Ein seit einem Jahr glücklich verheiratetes, junges Emigrantenpaar, das Anfang des Jahres auf einem Flüchtlingschiff unversehrt den deutschen Torpedos und Minen im Atlantik entkam und bald an die kalifornische Westküste zog. Das Paar schiebt sich richtungslos durch die Menschenmasse und lässt sich vom Lärm der Drehorgelmusik, von Marktschreiern, Schlangenbeschwörern und Schießbuden betäuben. Die beiden bleiben vor einer Achterbahn stehen. Sie beobachten, wie sich die durchgeschüttelten und benommenen Fahrgäste mit noch

käsebleichen Gesichtern aus den Waggons herausschälen. Das junge Ehepaar löst an der Kasse zwei Karten. Der Kassierer blickt etwas irritiert auf den deutlich vorgewölbten Bauch der Frau und schaut den beiden kopfschüttelnd hinterher. Ja, er hat ganz richtig gesehen. Die Frau ist schwanger, hochschwanger.

Vielleicht zwanzig Jahre später erzählt mir mein Vater Michael lachend von dieser Achterbahnfahrt in San Francisco. «Als dich die Mama damals erwartete, waren wir jung und unerfahren» (er war 21, sie 24), um dann, immer noch lachend, hinzuzufügen: «Und darum bist du ja auch so missraten.»

Am 31. Juli 1940 notiert Thomas Mann in seinem Tagebuch:  
*... Telegramm von Bibi aus Carmel, dass das Kind, ein Knabe, glücklich zur Welt gekommen. Die Großvaterschaft kommt spät und macht mir geringen Eindruck. Der erste Enkel, Amerikaner von Geburt, hat deutsches, brasilianisches, jüdisches und schweizerisches Blut, vom letzteren sogar noch von meiner Großmutter.*

Erste Erinnerungen. Die eine Szene: Ich stehe zusammen mit meinem höchstens zweijährigen Bruder Toni in der hellen Sonne vor der Garage unserer Lovell Avenue 76 in Mill Valley bei San Francisco. Eine Frau auf der Straße fragt mich etwas, was meinen kleinen Bruder betrifft, sehr freundlich interessiert, aber irgendwie auch besorgt, fast kontrollierend. Ich reagiere unsicher und vorsichtig. Was will diese Frau von mir? Habe ich etwas falsch gemacht? Irgendwann lässt sie wieder von uns ab. Die zweite Szene: Ich warte in dem schon am Morgen sommerlich hellen Badezimmer meiner Großmutter Katia in Pacific Palisades darauf, von ihr angekleidet zu werden. Heute, so geht es mir durch den Kopf – oder war es gestern oder vorgestern? –, ist ein Attentat auf Hitler verübt worden. Wer ist Hitler? Er ist jedenfalls der Inbegriff des Bösen und des Lebensbedrohlichen, und irgendetwas Wichtiges und Befreiendes gegen ihn ist gelungen, worüber alle im Haus sehr froh sind. Besonders typisch ist die dritte Szene: Heiligabend in Pacific Palisades. Ich sitze mit

der ganzen Familie auf dem Sofa in Großvaters Arbeitszimmer, und wir singen, begleitet vom Geigenspiel meines Großvaters, Weihnachtslieder, während das Christkind im *living room* die Kerzen anzündet. Erst kürzlich fand ich im Tagebuch meines Großvaters von 1945, dass nicht er, sondern mein Vater es war, der damals gespielt hat, und nicht auf der Geige, sondern auf der Bratsche. Ich war damals fünfzehnhalb.

Die Unklarheit meiner Erinnerungen, ob ich mich dem elterlichen oder dem großelterlichen Haus zugehörig fühle, rührt vermutlich daher, dass meine Eltern mich schon mit eineinviertel Jahren zuerst für zwei und bald danach für durchgehend vier Monate zu meinen Großeltern gegeben haben. Ein knappes halbes Jahr nach dem Umzug meiner Großeltern im Frühjahr 1941 von Princeton nach Pacific Palisades bitten meine Eltern diese, mich – laut Tagebucheintragungen meines Großvaters – *für einige Zeit* zu sich zu nehmen – zur *Entlastung* meiner Mutter, die inzwischen meinen Bruder erwartet. Nur eine Woche nach dem Eintreffen meiner Großeltern mit mir in Pacific Palisades vermerkt mein Großvater in seinem Tagebuch am 2. Dezember 1941: *Das Söhnchen mit Milkschokolade gefüttert. Herzliches Entzücken über seine Lieblichkeit, sein Lachen über Scherzerfindungen, eigene u. fremde.* Meine Apostrophierung als *Söhnchen* im Tagebuch wird sich noch einige Male wiederholen.

Bei meiner Rückkehr nach San Francisco zwei Monate später erkenne ich meine Mutter zuerst nicht wieder. Sie reagiert erstaunt über meine zwischenzeitliche Entwicklung. Kurz nach Ostern 1942 werde ich, auf Veranlassung meines Großvaters, zusammen mit meiner Cousine Angelica, Elisabeth Mann Borgees älterer Tochter, in Los Angeles in der unitarischen Kirche getauft. Zur Geburt meines Bruders Toni bald danach im Sommer halte ich mich wieder monatelang allein bei meinen Großeltern auf. Ich sehe zum ersten Mal meinen bereits drei Monate alten Bruder im Herbst anlässlich eines Besuchs meiner Eltern

mit ihm aus Mill Valley. Mir wurde später erzählt, ich hätte bald nach Tonis Ankunft in Pacific Palisades sein auf den Fenstersims in die Sonne gestelltes leeres Körbchen hinuntergestoßen.

Eine Ferienwohnung bei Torremolinos in Südspanien im Oktober 2004. Die schönsten und beglückendsten Stunden erlebe ich immer am Abend im Wohnzimmer. Endlich am dritten Abend geht mir auf, warum. Der Blick auf das Lichtermeer an der weit geschwungenen Küste und das noch sommerliche Zirpen der Grillen im Garten. Es erinnert mich plötzlich fast überwältigend an den Blick von Großmutter Katias Zimmer in Pacific Palisades auf das hell erleuchtete Santa Monica an der Pazifik-Küste. Ab jetzt sauge ich jeden Abend stundenlang die Eindrücke in mich auf. Dieses Ineinanderverschwimmen von Gegenwart und Kindervergangenheit.

Während der regelmäßigen, mehrwöchigen Aufenthalte in Pacific Palisades im Sommer oder Herbst und meistens auch über die Weihnachtsfeiertage ab 1942 reihen sich meine ersten schemenhaften Eindrücke immer mehr zu bleibend prägnanten Bildern aneinander und runden sich langsam zu filmartigen Szenenkomplexen. Sowohl im langgestreckten, zweistöckigen Haus als auch im großen Garten kann ich mich frei bewegen. Besondere Heiligtümer bleiben das Arbeits- und das Schlafzimmer meines Großvaters, genannt Opapa. In Letzterem darf ich mich nur manchmal beim ersten Morgenkaffee beider Großeltern aufhalten, wo der Tag bereits mit angeregter Unterhaltung beginnt. Besonders erinnere ich mich an die Erzählung meines Großvaters von seinem Besuch im Weißen Haus in Washington bei Präsident Roosevelt. Ich spüre seine besondere Hochachtung vor diesem Mann und sein Bedauern, dass der nur zwei Wochen vor Kriegsende verstorbene Präsident seinen Sieg über Nazideutschland nicht mehr erleben durfte. Den

Schlaganfall, den er erlitt, demonstriert mein Opapa sehr anschaulich mit einem plötzlichen Fallenlassen seines Kopfes nach vorn auf eine fingierte Schreibtischplatte. Eine Besonderheit ist auch die auf einem Sofatisch im *living room* stehende kleine Spieldose, aus der, wenn Großvater den Holzdeckel für mich aufklappt, «An der schönen blauen Donau» erklingt. Ich beobachte dabei fasziniert das Drehen der die Glockenklänge erzeugenden Miniaturwalze im Inneren und versuche, deren Mechanismus zu ergründen.

Im Arbeitszimmer pflegt unser Großvater meinem Bruder Toni und mir nachmittags auf dem hellen Sofa Märchen vorzulesen, von Hauff, aus Tausendundeiner Nacht und vor allem von Hans Christian Andersen. Die Rezitationsweise des meisterhaften Vorlesers ist ein solches Fest, dass ich oft schon kaum mehr auf den Inhalt des Vorgetragenen achte. Von dieser Stimme geht eine starke suggestive Kraft aus. Je häufiger und tiefer sie auf mich wirkt, desto anhaltender sind die Nachschwingungen. Ich glaube es noch heute zu spüren, wenn ich selber vorlese. Unvergesslich für mich sind auch die zahllosen karikaturähnlichen Zeichnungen, die mein Großvater sozusagen auf Bestellung für mich gefertigt hat: vor allem von dem polnischen Cellisten Bem in der San Francisco Symphony, in der mein Vater mitspielte und von dem ich meinem Großvater wohl viel erzählt habe. Diese Zeichnungen existieren alle nicht mehr, so wie auch fast alle Briefe, die mir mein Großvater bis zu seinem Tod geschrieben hat. Die ganz wenigen späten, die ich als Halbwüchsiger selbst verwahrt habe und die auch veröffentlicht worden sind, vermochte ich zu retten. Die Dutzende der noch von meinen Eltern aufgehobenen, ganz frühen Briefe meines Großvaters an mich und die Fülle seiner originellen Zeichnungen sind hingegen alle auf mysteriöse Weise verloren gegangen.

Genauso gern wie im Großelternhaus spiele ich auch draußen

auf der *porch*, der Veranda, wo bei schönem Wetter manchmal gefrühstückt wird. Ein schier unermesslicher Tummelplatz ist der weitläufige Garten mit den Palmen und den Zitronen-, Öl- und Eukalyptusbäumen und Pfeffersträuchern und dem großen, schnell wachsenden, warmen Rasen, der allabendlich von Großmutter Mielein mit dem sich um die eigene Achse drehenden *sprinkler* bewässert wird. Der Bereich außerhalb des großelterlichen Grundstücks ist für mich uninteressant, fast ängstigend. Die Grenze des den Garten umzäunenden Buschwerks überschreite ich allein oder mit Toni nur selten – auf die Straße oder zu den benachbarten Orangenplantagen. Wie mir Mielein später erzählte, soll ich gelegentlich mit dem in der Nachbarschaft wohnenden, etwa gleichaltrigen Sohn des Schauspielers Sir Laurence Olivier gespielt haben, einem bei meinen Großeltern ziemlich unbeliebten Jungen namens Tarquin.

Etwas ganz anderes sind die täglichen Spaziergänge vor jedem Mittagessen zusammen mit dem Großvater. Dort plaudern wir angeregt, und ich sammle manchmal schöne Steine von der Straße auf. Irgendwann holt uns Mielein mit dem Buick ein, und wir fahren alle zusammen wieder nach Hause. Manchmal spazieren wir auf der palmenreichen Promenade über dem Strand von Santa Monica. Beim Abschreiten der Strecke dreißig Jahre später erkenne ich wieder den damals schon vom Wetter gebleichten, hellgrünen Holzverschlag, an dem wir früher jedes Mal vorbeigingen. Weitere zehn Jahre später ist das Bretterhäuschen verschwunden. Trotz der Nachbarhäuser wirkt das nur mit dünner Vegetation bewachsene, bergige Land oberhalb von Pacific Palisades recht karg und trocken, fast wild. Bei meinen späteren Kalifornienbesuchen aus Europa bin ich erstaunt über die zwischenzeitliche Kultivierung und dichte Bebauung der Landschaft. Auch die früher völlig offene Einfahrt zu unserer 1550 San Remo Drive ist total zugewachsen.

Eigentlich sind es nur die Vormittagsstunden des Schreibens